

# Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage des „Düsseldorfer Merkur“.

Verantwortlicher Redacteur Carl Kraus, Düsseldorf, Bitterstr. 6.

Nr. 26.

Samstag, 23. Dezember 1882.

1. Jahrg.

## Weihnachtsglocken.

Von dem Turme läuten Glocken  
Mit geweihtem Feierton;  
Heute hat der Herr gegeben  
Für die Welt den eig'nen Sohn;  
Heute hat der Herr erschlossen  
Aller Welt des Himmels Lust; —  
Weihnachtsfreude, Weihnachtsfriede  
Komm', ach, komm' in uns're Brust!

Sieh, wie hell die Sterne flammen,  
Schau die Weihe dieser Nacht,  
Hör' der Engel Jubelkünde:

„Jauchze Welt! Es ist vollbracht!  
Jauchzt, der Heiland ist geboren!  
Jubel töne himmelwärts!“

Weihnachtsfreude, Weihnachtsfriede  
Ziehe ein in jedes Herz!

Gerd Treumund.

## Der Winternachts Traum.\*)

Ein Christmährchen von Friedrich Emil König.

Wie traumgefeilt lag die weite Welt. Den Himmel bedeckte ein dunkles Grau und der Nordsturm wehte ab und zu einige Schneeflocken durch die Luft und klapperte an den losen Fenstern und Thüren. Er wehte auch die alte Windsfahne auf dem Turme hin und her und fuhr durch den Glockenturm, daß es heulte.

Auf dem Turme wohnte der Türmer mit seiner Familie. Seiner Familie! Du lieber Gott, die bestand aus seiner alten, hochbetagten Mutter und seinem kleinen Mädchen, denn der Türmer war ein Witwer. Er hatte ein liebes, herzensbraves Weib gehabt, aber die Geburt der kleinen Magdalene hatte der Mutter das Leben gekostet.

Nun lebten die drei einträchtig miteinander auf dem einsamen Turme! Einsam, ja, denn der Turm lag hoch über dem Gewühl der Menschen, wie ein Leuchtturm daliegt, inmitten dem brandenden Meere, von lauten Wogen umschäumt.

Die kleine Magdalena sah oft von dem Turme herab die Leute da unten durcheinander rennen, aber sie verlangte nicht nach der Welt, ebenso wie der Vater und ihre Großmutter.

Nachdruck verboten.

Nun war es Weihnachtsabend. Aber auf dem Turme war es dunkel. Der Türmer saß ängstlich wachend neben dem Lager seiner kranken Mutter und horchte, mit großer Sorge in seinen Zügen, auf die Atemzüge der alten Frau. Magda, wie die beiden das Kind riefen, saß auf einem Schemel und blickte aus dem halb dunkeln Gemach in den grauen Winterabend hinaus.

Sie hatte es wohl gesehen, ein Tannenbaum stand oben unterm Glockenturm, aber sie wußte auch — dazu besaß sie schon Scharfsinn und vor allem Gefühlslarheit genug — daß der Tannenbaum nicht angezündet werden konnte, wenn die Großmutter so krank darniederlag.

Still war es im Zimmer.

Da plötzlich wendete der Mann am Lager sich zurück und winkte die Kleine herbei.

Willig gehorchte sie dem Vater. Er flüsterte ihr einige Worte zu und verließ dann das Gemach.

Die alte Frau lag ruhig da, aber nicht lange. Sie wendete dem Kinde ihr Antlitz zu und sah es groß an.

„Geht es Dir besser, Großmutter?“ fragte die Kleine zärtlich.

„Setze Dich zu mir auf mein Bett,“ sprach die alte Frau und das Kind gehorchte.

„Sieh, es war ein Weihnachtsabend wie heute, da war es auch dunkel hier im Zimmer und auf diesem Bette lag Deine gute Mutter und Du lagst als kleines, hilfloses Wesen in meinen Armen und sahst mich so kläglich an, daß ich weinen mußte, wie lange nicht. Und heute sind es sieben Jahre. Du bist ein Weihnachtskind. Die aber sollen, einer alten Sage nach, das Vorrecht vor allen andern Kindern haben, die Engel im Himmel schauen zu dürfen und ihre Sprache zu verstehen.“ Mühsam, gebrochen hatte sie diese Worte über ihre Lippen gebracht. „Komm' in meine Arme, mein Liebling, daß ich Dich halte, wie damals!“

Sie zog das Kind zärtlich an sich und still, immer stiller wurde es in dem Gemach.

Vom Turme herab ertönte das Geläute der Glocken, dann das Blasen des Türmers und nun folgte das Weihnachtsglockenspiel.

Eine Stunde war vergangen. Die Stundenglocke mischte sich in das traute Geläute, das noch durch die Luft und durch tausende von Menschenherzen tönte und zitterte und dann verhallt auch der letzte Ton und alles war still.

Auch drunten im Turmgemach blieb es still. Die beiden Gestalten auf dem Lager der alten Frau rührten sich nicht, keine von ihnen bemerkte, wie die Thür geöffnet wurde, wie ein Mann an das Lager heranschlich, sich niederbeugte, lauschte und dann wieder ebenso leise fortging, um nach nicht allzu langer Zeit wiederzukehren. . . . .

\* \* \*

Hu! wie der Sturm durch die alten Baumriesen fährt und am Berg hinauf, an dem im Zwielicht schimmernden Eisberge.

Das alles sieht das Auge, aber was darinnen vorgeht, das enthüllt das Traumbild.

„Nun steht die Welt unter meinem Regime! Es hat Mühe genug gekostet! Ei der Tausend! Nun aber soll mich der naseweise Junge, der Lenz, nicht wieder verdrängen. Ich wollte ihm heimleuchten!“

Und Premierminister Boreas stimmt ihm schnunzelnd bei und alle die Hofherren, die elegant geschneigelten, Meister Frost und Schneeflocke und Grauwolke und alle andern mehr, sie schütteln die Häupter und sprechen einstimmig:

„Der Lenz? Das wäre! Nimmermehr! Der König Winter, unser Herr, regiert nun auf der Erde!“

Und der alte, greise König Winter läßt sich den besten Erdenwein aus seinem Eiskeller bringen und zieht sich davon zu Gemüte, denn er möchte gern schlafen und nicht träumen. Er träumt da so leicht von dem garstigen Frühling und erwacht dann immer mit einem Schreck. Nun, noch ein Glas und noch ein Gläschen und dann:

„Welt, gute Nacht! Bis König Winter wieder erwacht!“ . . . . .

\* \* \*

Ei, wie still es geworden ist! Der Sturm tobt nicht mehr. Das Eis öffnet sich, die Wolken lösen sich in Flocken auf und hier ein Stern und dort ein Stern lacht durch das dunkle Grau von fern. Und was plätschert denn da am Wasser?

Das hört das Ohr, aber was darunter geschieht, das zeige das Traumbild.

Der König der Elfen erhebt sich in seinem Krystallschloß und schwingt das Scepter.

Die Elfen eilen herbei.

„Eilt!“ gebietet der König. „Eilt und schaut, was König Winter treibt! Ich habe geträumt, er hätte ausregiert und sein Reich sei dahin! Geht und bringt mir Kunde!“

Und die Elfen eilen und kehren zurück und bringen die wunderbare Mär, daß es ihnen ein Leichtes gewesen sei, in das Schloß des Winterkönigs zu gelangen, denn alle, Knappe und Rittersmann, lägen in einem tiefen Schlafe. Und das hätten die Feuergnommen vollbracht, die auch des Winters Feinde sind. Sie hätten Feuer in den Wein gethan, daß er die Trinker berausche und die Welt von dem Banne des Winters erlöse.

„So eilt, Ihr Elfen, von Haus zu Haus und streut Eurer Freunde Weihe aus. Und taut den Lenz in jedes Herz, thront auch der Frost noch aller-

wärts. Taut in die Herzen Seligkeit, denn es ist heilige Weihnachtszeit!“

Also der Elfenkönig und die Elfen eilen fort, von Haus zu Haus, wo überall die Feuergnommen schon eingekehrt sind, um ihre hellen Lichter in den Herzen der Menschen zu entzünden und mit den Elfen den Schutzgeistern der Liebe und Treue, im Verein, allerorts an diesem heiligen Feste Glück und Fröhlichkeit in jedes Heim zu tragen. . . . .

\* \* \*

Oben im Turmgemach hält die kleine Magdalena ihre Großmutter noch immer innig umschlungen. Schläft sie? Was träumt sie?

Sie sieht einen wunderbar schönen Wolkentempel, aber die Wolken sind nicht grau und dunkel, sie sind licht und rosig und goldig wie der Strahl der Sonne. Und sie sieht eine liebliche Engelschar; die blickten zu einer stillen, schönen Frau empor, die ihnen ein Märchen erzählt, dem sie andachtsvoll lauschen. Und Klein-Magda hört es deutlich Wort für Wort:

„Es war einmal ein Mädchen, das hatte die Mutter nie gekannt, denn als sie geboren wurde, da rief der liebe Gott sie heim und das Kind war allein. Aber nein — nicht allein. Der Vater und die Großmutter blieben bei ihr und sorgten für sie. Gern hätte die Mutter zu Euch, Ihr lieben Engeln, auch ihr Kind gerufen. Aber da jammerte es sie des Vaters und der alten Frau. Die Himmelsliebe entbehrt um anderer Glück ja freudig das eigene. Und so blieb das Kind auf der Erde und bei den Ihrigen. Wollt Ihr sie einmal sehen?“

Und alle Engel nickten und Klein-Magda sah, wie sich der Turm oben öffnete und alle Engel, und dazwischen das liebe, sanfte, stille Antlitz der Frau, zu ihr herabblickten. Und im Traume stammelten ihre Lippen:

„Meine Mutter!“

Das war in dem Augenblick, als der Mann das erste Mal in das Gemach trat. Wieder draußen angelangt, faltete er die Hände und sank laut aufschluchzend auf die Knie nieder.

Und das schlafende Kind träumte fort und hörte, wie die Frau den Engeln weiter erzählte:

„Klein-Magda wurde ein liebes gutes Kind. Sie hat ihren Vater und ihre Großmutter sehr lieb. Trauernd um das Leiden der teuren, alten Frau, erwartet sie keine Weihnachtsfreude. Kommt, laßt uns ihr einen Christbaum bereiten!“

Und alle Engel jubelten und machten sich freudig ans Werk.

Und Magda sah, wie die Wolke sich langsam vom Himmel hernieder senkte, bis sie neben dem Turme angelangt war. Die Engel schlüpfen in das stille, dunkle Gemach herein. Sie trugen einen buntgeschmückten Tannenbaum, dessen Lichter sie anzündeten, daß der helle Kerzenschein das Zimmer mit märchenhaftem Glanze erfüllte, und nun trat die bleiche, schöne Frau an ihr Lager heran, bogen sich nieder über das Kind, und Magda fühlte deutlich den Kuß der Mutter, — heiße Thränen perlten auf ihr Antlitz nieder und dann . . . . .

Verwirrt schlug Magda die Augen auf, um sie gleich wieder zu schließen bei dem hellen Lichtschein, der das Gemach durchflutete.

„Das schickt Dir Deine liebe Mutter im Himmel!“ hörte sie eine schluchzende Stimme neben sich, aufs neue fühlte sie den Kuß und die Thränen und sie stüßte traumverloren:

„Meine Mutter — meine liebe Mutter!“

Ein fester Arm umschlang sie und hob sie empor und die Stimme des Vaters sprach in wehmütigem Tone:

„Du hast geträumt, mein geliebtes Kind!“

Langsam öffnete Magda jetzt die Augen.

„Nein, nein, ich habe nicht geträumt!“ rief sie aus. „Ich habe die lieben Engel gesehen und meine Mutter — sie sind hier gewesen.“

„Ja, sie sind hier gewesen, mein Kind,“ versetzte der Vater unter strömenden Thränen und vor Erregung zitternd. „Sie sind hier gewesen und haben Dir den Christbaum gebracht!“

Zwei warme Hände legten sich auf Magdas Haupt. Sie blickte in die Augen der Großmutter und dieselben schauten sie glücklich an.

Die Kleine erhob sich.

„O, wie schön! Wie herrlich!“ rief das Kind tiefbewegt aus. „O, meine liebe Mutter, wie hast Du mich so reich bedacht!“

Der Vater führte sie an den Tisch, auf dem der Tannenbaum hell brannte, und die Hand des Kindes ergreifend sagte er:

„Nun schau' Dir den Tannenbaum hier im Zimmer an und dann will ich Dir einen Christbaum zeigen, dessen Lichter tausendmal heller brennen als diese!“

Magda that es. Nachdem sie die Großmutter noch recht zärtlich geküßt hatte, führte der Vater sie auf den Glockenturm.

„Vor einer Stunde noch“, sprach der Türmer hier angekommen, zu der Kleinen, „brauste der Sturm, es war rauh und kein Stern stand an dem wolken-düsteren Himmel. Nun schaue hinauf! Stern glitzert an Stern dort oben! Das sind die Lichter, die der Himmel zum Weihnachtsfest uns angezündet hat. Und doch weiß ich noch einen Baum voller Kerzen, die weit heller brennen, als selbst diese dort oben. Und das, mein geliebtes Kind, ist der Christbaum der Liebe, der in den Herzen der von Gott gesegneten Menschen grünt und strahlt, wie in Deinem reinen, kleinen Kindesherzen. Hüte den Baum und seine Lichter und der höchste Schatz, den Gott Dir zu geben vermag, ist Dein. Denn dieser Christbaum ist unvergänglich wie die Liebe des Höchsten und seine Lichter sind weit schöner als alle Sterne des Himmels!“

\* \* \*

Die Elfen sind unterdeß auf ihrer Wanderung nicht müßig gewesen, sie sind von Haus zu Haus geeilt und haben überall ihre Himmelsfreundschaft ausgestreut. Auch bei Magda sind sie eingekehrt und haben ihr den süßen Traum gebracht.

Aber, Elfe, o weh, wie braust und stürmt das plötzlich draußen aufs neue!

Der König Winter ist erwacht, mit Schrecken auch dieses Mal. Wieder hat er von dem Feind geträumt. Und sein erster Blick sieht den Premierminister Boreas in tiefen Schlaf versunken und alle um ihn her — schlafen! Daß er selber geschlafen, daran denkt er nicht mehr. Wild fährt er auf und schnaubt und tobt und tost durch die Welt und die Nacht, denn Mitternacht ist vorüber. Ei, wie ärgern ihn die hier und da brennenden Kerzen in den Christbäumen! Freude im Winter? Die Menschen sollen hungern, darben, frieren! Und was ist nun geschehen?

Die Elfen haben ihr krystallenes Heim tief unter dem Flußspiegel verlassen und sind aus dem Wasser, das der König Winter doch so sorgsam mit einer Eisdecke überbrückt hatte, entschlüpft. Sie sind von Haus zu Haus, von einem Herzen zum andern gewandert und haben überall Einzug gehalten mit dem lieben Christkind in der Gestalt von Freude und Fröhlichkeit und Seligkeit. Und nun bleiben sie dort, wo sie eingekehrt sind, bis es Frühling wird und sie aus der trauten Stätte bei lieben, guten Menschen in ihr Krystallheim am Flußgrunde zurückkehren können.

O, mögen sie überall eingekehrt sein, die lieblichen Genien des Lichtes, in alle Herzen, das schönste Weihnachtsgeschenk tragend: den Frühling inmitten des Winters. Und wo sie weilen, da mögen sie, die Seelen mit Poesiehauch und Matenduft und mit der echten Festweih erfüllend, ihren Schutzbefohlenen ein Glück vor die Seele führen, ein Glück, so schön und so himmlisch, wie der Genius der kleinen Magda es am Christabend dieses holdseligen Kind erschauen ließ im

„Winternachtsraum!“

### Eine Weihnachtsgeschichte.

Sie saß inmitten ihrer Vorbereitungen zum Christabend; aber die sonst so geschäftigen Hände der alten Dame rührten sich nicht. Wehmütig gefalteten ruhten sie auf dem dunklen Seidenkleid, das die würdige Gestalt der Matrone umschloß. Unter den leicht geröteten Augenlidern blickten die milden blauen Augen erwartungsvoll nach der Eingangsthür des prächtigen Salons. Von Zeit zu Zeit — in längeren und kürzeren Zwischenpausen — öffneten sich die hohen Flügelthüren, bald behutsam, bald stürmisch, und ließen die Fragenden und Bringenden aus und ein. Die alte Dame war ja die Seele des reichen Hauses und jeder durfte sein Anliegen zu ihr tragen.

Fast eine Stunde mochte vergangen sein, seitdem die Flügelthüren sich zuletzt geschlossen; matter brannte das Licht der Lampe, deren Schein unsicher auf die bunt durcheinander geschichteten Gegenstände auf der langen Tafel fiel.

In den Zweigen des Christbaums, dessen schlank grüne Spitze mit dem schwebenden Weihnachtsengel bis zu der hochgewölbten Decke des Saales reichte, knisterte und rauschte es geheimnisvoll und erzählte der einsam wartenden Frau von vergangenen

Weihnachtstagen, da eine blühende Kinderschar unter den Zweigen solchen Baumes gespielt und frohmütiges Kinderlachen den weiten Raum gefüllt.

Ihre Töchter waren weit fort in der Fremde, glücklich-beglückende Frauen — i, r einziger Knabe! — Sie schreckte zusammen inmitten dieses Gedankenganges; das in dieser Stunde doppelt geschärzte Ohr glaubte ein Geräusch auf dem Vorplatz zu vernehmen — waren es zwei, war es nur einer, der sich nahle?

Sie richtete sich mühsam auf, der Thür entgegen zu gehen, aber die Kraft versagte ihr.

Näher kam der Schritt, er war langsam und schleppend, leise drückte sie die Hand auf das zitternde Herz, sie fühlte es da, es war nur Einer, der zu ihr kam.

Ein alter Mann, von Kummer schwerer gebeugt als von der Last der Jahre, neigte sich in ehrfürchtiger Liebe auf die zitternde Frauenhand — lange sprach keines ein Wort. — Still und stiller war es um das alte Paar geworden, selbst den geschmückten Christbaum bewegte nur ein kaum vernehmbares Rauschen, wie das Wehen einer ungekannten, geheimnisvollen Nacht, das in guten Stunden durch ein gebeugtes Menschenherz zieht.

Leise, als ob sie den Klang der eigenen Stimme in dem stillen Raume fürchtete, rang sich endlich das bekommene Wort von ihren Lippen:

„Hast Du ihn gesehen?“

Ein gebrochenes „Ja“ war die kaum vernehmbare Antwort des alten Mannes.

„Und er wollte nicht kommen?“

„Nein, er wollte nicht kommen.“

„Hast Du ihm gesagt —?“

„Daß seiner alten Mutter das Herz vor Kummer bräche.“

„Das solltest Du nicht, mein lieber Alter,“ und all die lebenswürdige Beredsamkeit innigster Mutterliebe wurde wieder in ihr wach, „das solltest Du nicht; er hat uns ein großes Opfer gebracht, das größte Opfer, das ein Kind seinen Eltern bringen kann, er hat seine Liebe für uns dahingegeben. Nicht Gram und Kummer, Liebe nur, sollte ihn im Elternhause wieder empfangen, denn er durch lange Jahre fremd geworden ist.“

„Die Jahre waren's nicht, die ihn uns fremd gemacht, sein Starrsinn war's, die wilde Empörung seines leidenschaftlichen Herzens. Wohl hat er das Opfer gebracht, dieses — dieses Mädchen aufzugeben, aber wie hat er es gebracht? Er hat sie nicht wiedergesehen, das weiß ich, denn er ist ein Ehrenmann, aber er hat auch uns nicht wiedersprechen wollen, er hat uns alt gemacht — alt und —“

„Still, still, wenn Du in Deinen Jahren noch solch ein Brausekopf bist, was verlangst Du dann von der Jugend?“

„Was ich von der Jugend verlange? Daß sie ihr Wort halte, so gut wie das Alter. Der Junge hat dem Mädchen die Ehe versprochen, und alle Wetter auch, er soll sein Versprechen erfüllen.“

Wäre der Engel mit dem silberglänzenden Flügelpaar von der Spitze der Weihnachtstanne lichtpendend niedergeschwebt in den weiten Raum, hätten sich die hundert Kerzen auf dem schlanken

Christbaum mit einem Schlage entzündet und plötzlich ein Meer von Licht über den dämmrigen Saal gebreitet, lichter hätte es nicht werden können, als es bei den rauhen Worten des Alten in der weichen, kummervollen Seele, in den milden Zügen der alten Frau ward.

„Gottlieb, — Gottlieb — Du wolltest,“ stammelte sie, seine weichen Hände umfassend, glücklich errötend wie eine Braut.

„Ja, wollen thue ich eigentlich nicht“ — lachte er unter Thränen — „aber ich muß ja wohl — denn Du — Du willst ja wieder einen Sohn haben, und — —“

„Und — —“

„Da ist es mir recht und billig, mein' ich, daß ich nicht zu kurz komme, und mir das Töchterchen dazu wünsche. — Klein können wir nun nicht mehr anfangen, meine gute Alte“ — fügte er lächelnd hinzu — „dazu ist's zu spät. Wir müssen uns schon an den ausgewachsenen Kindern genügen lassen, und sie dankbar hinnehmen, wie das Leben sie nun einmal gemacht hat.“

„Du hast sie gesehen?“

„Sie hat sich mir ins Herz gestohlen mit ihren lieben, ehelichen Augen, mit ihrem graden tapfern Sinn — —“

„Und — ihrer Wahrheitsliebe — denn gewiß, sie hat gebeichtet!“

„Wer hätte so etwas von meiner braven Alten gedacht — ein Rendezvous mit einem jungen, schönen Mädchen — was der Sohn sich versagen mußte — —“

„Die Mutter hat es nicht übers Herz gebracht — und nun geschwind — keine Zeit verplaudert — laß mich alles richten — Du zündest mir den Christbaum an wie einst — wie einst, Gottlieb — dürfen wir — die Kinder bald erwarten?“

Sie errötete, schamhaft wie vor zweiunddreißig Jahren, als der süße Name „Kind“ sich zum ersten Male schüchtern über ihre Lippen stahl.

„Wie stürmisch mein altes Weibchen heute ist!“ erwiderte lächelnd der alte Herr — „den wilden Knaben gilt es erst noch einzufangen — das Töchterchen freilich — —“

Das Läuten der heftig gezogenen Hausglocke schnitt das Ende seiner Rede ab — weit auf flog die Thür des Saales und auf der Schwelle stand hoch aufgerichtet ein junger Mann, die Arme bittend gegen das alte Paar ausgebreitet. — Ein leiser Wink des Gatten hielt die bewegte Frau zurück.

Mit künstlicher Strenge in Blick und Ton schritt der Alte dem heimgekehrten Sohn entgegen.

„Haben wir so ganz die Gesetze des Elternhauses vergessen?“ fragte er ernst.

„Die Mutter — nur die Mutter,“ unterbrach er leise bittend.

„Die Mutter hat jetzt keine Zeit für solche Flüchtlinge — und wer von den Kindern dieses Hauses wüßte nicht, daß um diese Stunde des Weihnachtsabends der Saal ein verschlossenes Paradies ist?“

„Ja, — ein Paradies,“ seufzte er, „aus dem ich mich selbst vertrieben. Warum hast Du mich

gerufen, Vater? Leb wohl! — nur einmal laß mich meine Mutter sehen!“

Sanft abwehrend drängte der Alte den Sohn von der Schwelle zurück, ein leise geflüstertes Wort und die Thür schloß sich hinter ihm. — — —

In geschäftiger Eile ward der Aufbau vollendet.

Der Christbaum mit seinen hundert Kerzen leuchtete in strahlendem Glanz, und hoch oben von der schwanken Spitze neigte sich der Engel mit den Silberflügeln nieder.

An der Mutter Hand durchschritt der Heimgekehrte den weiten Saal, bis zu dem altgewohnten, langentbehrten Lieblingsplatz unter dem Weihnachtsbaum, auf dem er einstens Jahr um Jahr, seitdem er ein kleiner Knabe gewesen, die ihm bestimmten Gaben gefunden.

Heut war der Platz leer, nur der Schatten der Tannenzweige zitterte auf dem blütenweißen Tuche, das darunter, über dem Tisch gebreitet lag, aber der Heimgekehrte schaute nicht auf die leere Stelle — nur in das treue Mutterauge senkte sich sein warmer Blick.

„Dein Platz ist leer.“ — flüsterte die Motrone bewegt. — „Du mußt schon in den Christbaum greifen, wie Du so oft als Kind gethan, und Dir selbst eine Weihnachtsgabe aus den grünen Zweigen holen.“

Mechanisch senkte er die Hand in das Tannengrün — ein leiser Freudenschrei — die zitternde Hand umfing einen weichen warmen Mädchenarm, und durch das dunkle Tannengrün neigte sich lachend und weinend zugleich, ein geliebtes blondes Mädchenhaupt.

D. Duncker (im Deutschen Montagsbl.).

### Ein Schiffsabenteuer.

Wie ein Kapitel aus einem Sensationsroman lieft sich die Schilderung eines Abenteuers, welches die schwedische Bark Antoinette, Kapitän Nhlen, unlängst nach den Berichten schwedischer Blätter bei Neu-Guinea zu bestehen hatte. Das genannte Schiff, ein schöner Dreimaster, war auf einer Reise von Newcastle mit voller Ladung Steinkohlen nach Manila begriffen, und weil tief beladen, kein besonders schneller Segler, während die Besatzung alles in allem, nur aus 14 Köpfen bestand, da einige Leute in Australien desertiert waren und nicht wieder hatten ersetzt werden können. Bald nach dem Abgange von Newcastle hatte die Antoinette zunächst einen schweren Sturm zu bestehen, durch welchen das Fahrzeug weit aus seinem Kurs vertrieben wurde, sodaß der Kapitän sich genötigt sah, zwischen den berücktigten Salomons-Inseln und Neu-Guinea durchzusteuern, während er sonst eine weit östlichere Route verfolgt haben würde. Als die Salomons-Inseln erreicht waren, wurde die Antoinette von einer Windstille überfallen, welche das Schlimmste befürchten ließ, da die Windstillen in jenen Gewässern nicht nur meistens mehrere Tage anhalten, sondern die Wilden auch gerade solche Gelegenheiten zu nutzen machen, um ihre Ueberfälle auszuführen. Nicht lange dauerte es denn auch, als eine aus etwa 400 Köpfen bestehende Bande von

schwarzen nackten und tätowierten Gefellen in 12 Kanoes auf das Schiff zugerudert kam. Die Verteidigungsmittel an Bord bestanden aus einem englischen Rifle und 10 Revolvern, zu denen freilich nur etwa 70 Patronen vorhanden waren, während dagegen an Aexten, Piken und keulenartigen Handspaten (zum Drehen der Ankerwinde) kein Mangel war. Da man auf der Antoinette wußte, daß es hier nur „siegen oder aufgefressen“ heißen konnte, machte man sich auf die scharfste Gegenwehr gefaßt, die Schießwaffen wurden geladen und die Mannschaft auf beiden Seiten des Schiffes postiert, um den Angriff der Wilden abzuschlagen, welche unter greulichem Geschrei heranruderten. Um die Scharen zu erschrecken, feuerte Kapitän Nhlen auf beträchtliche Entfernung ein paar Schüsse auf dieselben ab, erreichte hiermit aber die entgegengesetzte Wirkung, indem die Angreifer, da die Schüsse nicht getroffen hatten, dadurch nur kühner gemacht wurden, so daß sie um so rascher heranruderten. Die in größter Nähe abgefeuerten Schüsse verfehlten um zwar ihr Ziel nicht, und als die schwarzen Schurken einen ihrer Kameraden nach dem andern getroffen sahen, wurden sie denn doch stutzig und hielten sogar, anscheinend in Verwirrung, einen Augenblick inne. Bald aber war die geringe Munition verschossen und als die Räuber dessen inne wurden, gingen sie sofort wieder energisch zum Angriff über. Indes hatten sie sich die Besteigung und Eroberung des in der Entfernung viel niedriger erscheinenden Schiffes doch zu leicht gedacht und sich in der Verteidigung desselben denn doch geirrt. Zwar durfte keiner von der Mannschaft wagen, sich oberhalb des Schiffsbord blicken zu lassen, um nicht von den Wurfspieren der Wilden getroffen zu werden, dagegen aber wurde auch jeder Neegerkopf, welcher sich oberhalb der Ver- schanzung blicken ließ, sofort von dem wuchtigen Hiebe eines Matrosen getroffen, so daß kein zweiter Hieb mehr nötig war, um den Getroffenen ins Jenseits zu expedieren. Der Kapitän leitete von dem Halbedeck aus die Verteidigung, indem er, selbst in gefährlichster Lage stehend, seine Leute auf die Heraus- fletternden aufmerksam machte. Etwa eine Viertelstunde hatte der Kampf so bereits gedauert, als die Schurken, einsehend, daß sie auf diese Weise nichts ausrichten würden, eine andere Taktik ergriffen und einige Kanoes nach dem Bug des Schiffes dirigierten, welcher schwerer zu verteidigen war, da derselbe mit einer sogenannten Back, einem kleinen Deck, überbaut war, so daß sich also die Verteidiger den Wurfspieren der auf den Schiffsseiten befindlichen Raub- gefellen hätten aussetzen müssen. Indes, diese Kriegs- list sollte keinen Erfolg mehr haben, denn ganz unerwartet füllten sich die Segel der Antoinette, erst langsam, dann schneller und schneller setzte sich das Schiff in Bewegung, die Wellen kräuselten sich bald vor dem Bug und die dort befindlichen Kanoes mußten sich jetzt schleunigst salbieren, um nicht über- fahren zu werden. Ebenfowenig vermochten sich die Kanoes auf den Seiten der Bark noch länger zu halten, und bald trieb die ganze saubere Gesell- schaft hinter der Antoinette, welche bei frischem Winde rasch wieder die Wogen durchschneit. Kapitän

Nylen, überzeugt, daß er jetzt vollständig Herr der Situation sei, ließ hierauf sein Schiff wenden, segelte mitten in die Flotille der Schwarzen hinein und bohrte noch mehrere der Kanoes in Grund, so daß die Räuber dieses Mal eine Lektion erhielten, welche sie wohl sobald nicht wieder vergessen werden, während die ganze Mannschaft der Bark vollkommen unverfehrt geblieben war. Ohne jene plötzliche Frischung aber hätte leicht die Antoinette das Schicksal so vieler anderer guten Schiffe haben können, die als verschollen in den Schiffslisten aufgeführt werden.

### Winterbild aus der Vogelwelt.

Bei der großen Teilnahme, welche unsere Leser den gesiederten Sängern und Schreibern gerade zur Winterzeit zuwenden, dürfte der Hinweis auf einen Vogel von Interesse sein, welcher ebenso viele Freunde unter den Ornithologen, wie in Volkskreisen findet, der Kreuzschnabel. Derselbe hat die merkwürdige Lebensweise, mit Vorliebe im Dezember und Januar, also in der kältesten Jahreszeit, zu brüten. Wo sich immer Nadelwäldungen befinden, dort kann der kundige Naturfreund zwischen den schnee- und eisbedeckten Zweigen der Kiefern und Fichten den braunroten „Krummschnabel“, „Griniz“, „Tannenpapagei“, „Zapfenbeißer“, „Tannenvogel“, „Zapfennager“, oder wie er sonst heißt, bemerken, wie er nach Papageienart die Nester hinauf- oder hinabläuft und sich mit seinem Schnabel einhakt. Letzterer ist dick und gleich von der Stirn aus stark gebogen, die breiten Kinnladen fallen plötzlich ab und endigen in scharfen, vorn nebeneinander hingebogenen Spitzen. Der Oberkiefer schlägt bald rechts bald links über den unteren hinweg, ohne daß man hierbei von einem bestimmten Gesetz sprechen könnte: es giebt fast eben so viel Rechtsschnäbler oder Rechtsschläger, als Linksschnäbler oder Linksschläger. Die ganze Art und Weise, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, hat die innigsten Beziehungen weniger zu dem Gesang der in einem „Göp, göp, gip, gip“ oder „Zod zod“ besteht, als zu der Ernährungsfrage. Der Kreuzschnabel lebt fast ausschließlich von dem Samen der Kiefern, Fichten und Tannen, deren Zapfen er mit überraschender Geschicklichkeit und Schnelle aufzubrechen vermag. Da er an diese Nahrung gebunden ist, so ist es begreiflich, daß er oft ganze Landstriche, wo es entweder keine Koniferen giebt oder wo die Zapfen derselben nicht ergiebig genug sind, vollständig meidet. Das Wunderbarste in dem Leben dieses Vogels ist, wie erwähnt, das Brutgeschäft. Wenn die übrigen Waldbewohner, behaarte und gefiederte, von Hunger und Kälte getrieben, die Nähe des Menschen aufsuchen und nur den Regungen des Magens Folge leisten, können wir trotz des eisigen Nordwindes und der wirbelnden Schneeflocken den Liebesfrühling des Kreuzschnabelpärchens beobachten. Wie heiß muß doch das Herz schlagen, inmitten der kalten und toten Natur an die Gründung eines eigenen Heims zu denken, und doch geschieht es. Mit fröhlichem Fleiß tragen die Gatten

dürre Fichtenreiser, Heidekraut, Flechten, Grassängelchen, Baum- und Erdmoos zusammen und führen zwischen einer Astgabel einen Kunstbau auf, welcher allen Anforderungen genügt. Die ein bis zwei Centimeter dicken Wände des Nestes werden innen mit weichen Federn ausgepolstert und bald hat das Weibchen drei bis vier verhältnismäßig kleine Eier gelegt, die mit großem Eifer ausgebrütet werden, während das Männchen die Küchengehäfte freudig übernimmt und seiner Ehegattin durch fleißige Azung das langweilige Leben möglichst zu erheitern sucht. Die Jungen, welche von ihren Eltern sehr geliebt werden, erhalten vom ersten Tage ihres Lebens an Kiefern- und Fichtensamen, der anfänglich im Kropf der Alten erweicht, später aber „frisch vom Zapfen“ verabreicht wird. Der Kreuzschnabel findet übrigens im Menschen seinen eifrigsten Verfolger, da der Vogel verschiedene Eigenschaften besitzt, die ihn zu einem guten Gesellschafter machen.

### Die Lüftung der Wohnungen.

Während der kalten Jahreszeit kommt die Frage der Luft und Ventilation in den Wohnungen häufig aufs Tapet. Es ist freilich eine ziemlich undankbare Aufgabe, darüber zu schreiben, weil man es in diesem Falle mit Ueberzeugten, denen man nichts zu sagen braucht, und Mohren zu thun hat, die man nicht weißwäscht. Die Ersteren lüften ihre Wohnungen, gehen selbst in frische Luft, so oft es geht, suchen die Miasmen zu töten — kurz, thun alles, was seit einer Reihe von Jahren anempfohlen wird. Den „Mohren“ kann man aber vergeblich predigen. Bei denen ist jede Bewegung der frischen Luft Zug, und Zug ist schädlich, hat schon die Großmutter gesagt, die wie fast alle zu ihrer Zeit in einem großen, geräumigen Gemache im Winter lebte, wo ein mächtiger Ofen, mit frischem, duftendem Holze geheizt, fortwährend für frische Luft sorgte. Heute macht man aus dem Raum eines solchen Gemaches eine ganze Wohnung und setzt in jedes Zimmer derselben einen kleinen Steinkohlen-Ofen, der, wenn er nicht richtig bedient wird, die Quelle von einer Anzahl giftiger Gase bleibt. Da wird nun die schöne, warme Luft beisammen gehalten, natürlich mit allem Zubehör; denn der „Zug“, den die Lüftung verursacht, könnte, wenn es so ist, vielleicht der alten Kommode schaden, oder wenigstens den Wanzen. Denn dieses zahme Haustier ist auch sehr empfindlich gegen Luftzug und empfänglich für die Wohlthat, die man ihm erweist, es davor zu bewahren. Es dankt dann durch kleine Aufmerksamkeiten bei Nacht seinem Wohlthäter. Vergeltens weist man den Leuten nach, daß die frische Luft, welche sie des Morgens in die Wohnungen lassen, sich viel besser heizt und erwärmt als die abgestandene, verdorbene. Sie versuchen es nicht einmal. Wenn dann in so einem Wohnraum alles beisammen ist, die „gesunde“ zugfreie Luft, die giftigen Dengase und der Gestank der Miasmen in allen Ecken, dann gibt es ein altes Mittel, die „reine“ Luft herzustellen. Es wird geräuchert. Vorher stank es bloß nach Ammoniak, Kohlenschwefelstoff, Schwefelstoff u., jetzt

kommt noch Verubalsam oder Wacholder dazu. Das gibt nun eine neue Mischung, aber reinigt. Mache das aber jemand den Leuten begreiflich. Ein Materialienwarenhändler erzählte, daß in gewissen Zeiten eine Frau jede zwei Tage ein halb Pfund Wacholderbeeren kauft, wenn sie sich nämlich wegen der feuchten, schädlichen Luft draußen gar nicht mehr getraut, ein Fenster aufzumachen. Wenn diese Wohlthäter der oben erwähnten Haustierchen bloß für ihr eigenes leibliches Unwohlsein sorgten, so könnte man nichts dagegen haben. Aber es werden auch Kinder in diesen Luftkloaken groß gezogen und bei ihnen der Keim zu späterem Siechtum gelegt. Und hier tritt Verantwortlichkeit ein. Auch hier ist ein schädlicher Aberglaube zu bekämpfen.

### Anstrengung beim Tanzen.

Der Blutumlauf ist gleichsam die Grundlage und erste Bedingung des Lebens. Das Herz, der Mittelpunkt des Blutlaufes, ist in in beständiger Bewegung, dehnt sich aus und zieht sich zusammen (in einer Stunde 4000 mal) und stößt das Blut mit einer Kraft von 30 000 Pfund in den Adern fort. Das Blut macht durch den ganzen Körper in einer halben Viertelstunde (5—7 Minuten) einen Weg von 150 Fuß. Strömte es mit gleicher Geschwindigkeit gerade, ohne Krümmungen in gleich weiten Adern, so würde es kaum eine Minute dazu nötig haben. Je mehr sich das Blut vom Herzen entfernt, desto mehr nimmt auch seine Geschwindigkeit ab. Der Puls eines jungen Mädchens in ruhigem Körper- und Gemüthszustande schlägt in einer Minute ungefähr 80 Mal, beim wilden Walzer wohl 160 Mal, also noch einmal so oft. Da nun eine Tänzerin etwa 700 Lot Blut im Körper hat und bei jedem einzelnen Pulschlage 4 Lot Blut weggetrieben werden, so kreiset fast die ganze Blutmasse (bis auf 36 Lot) in einer Minute in einem solchen aufgeregten Zustande durch den ganzen Körper, in ruhigem Zustande aber erst binnen zwei Minuten. Das Blut muß also in jenem Falle der lebhaften Bewegung einen noch einmal so weiten Weg, etwa 106 Fuß zurücklegen, da in einem ruhigen Zustande solches nur 53 Fuß weit rinnt; indem das Herz zu einem solchen gemäßigten Blutumlauf innerhalb 24 Stunden 16 Mill. Zentner Kraft gebraucht. Nehmen wir nur 12 Millionen Zentner auf einen Tag, so verbraucht das Blut eines Mädchens in einer Ballnacht schon für eine einzige Stunde 100 Mill. Pfund Kraft, während es in ruhiger Bewegung nur 50 Millionen Pfund Kraft auf eine Stunde zu verwenden brauchte. Wie angreifend muß also der rasche Tanz für Mädchen sein. Sollte dieser Umstand nicht wenigstens die jungen Tänzerinnen vorsichtig machen, sowohl in der Wahl des Tanzes, als in der Dauer desselben, und nicht die Jugend überhaupt durch verständige Erwägung der außerordentlichen Steigerung des Wärmegrades, wegen doppelt schleuniger Bewegung des Blutes, sich abschrecken lassen von dem Leichtsinne, mit welchem gewöhnlich ein solcher gereizter Zustand außer Acht gelassen wird? Ist noch größerer Vermehrung durch hitzige Getränke oder plötz-

liche Niedererschlagung durch kühlende Getränke abgerechnet den Luftzug und die Luftwechselung beim Verlassen des Tanzsaales? Kann es bei so vielen Gefahren wohl befremden, wenn so häufig der Tanz lebenslängliche Siechtheit und oft sogar den Tod begründet und verursacht?

Man hat berechnet, daß einer Dame in einer Ballnacht bei den jetzt gebräuchlichen Tänzen, wenn sie dieselben alle mittanzte, nach Schritten gerechnet, einen Weg von vier Meilen zurücklegt. Man denke sich ein solches zartes Wesen, mit quetschenden Schuhen, von einem küraartigen Schnürleib zusammengepreßt, und gewöhnlich nur auf den Fußspitzen hüpfend, und man wird über eine solche Aufregung erstannen. Sollte eine solche Dame, im bequemsten Anzuge, bei der reinsten Luft auf den besten Wegen in der schönsten Gegend, an einem Sommertage in 14 Stunden vier Meilen zurücklegen, wahrlich, sie würde glauben, es sei ihr Ende. Sie würde gewiß auf dem halben Wege ermattet liegen bleiben. Darf es wohl, wenn man das hier Mitgetheilte berücksichtigt, befremden, daß man unter den tanzsüchtigen jungen Mädchen jetziger Zeit nur noch selten ein gesundes, kräftiges Wesen findet?

### Eine Biesenleibbibliothek.

In London besteht eine Circulating Library oder Leihbibliothek mit Journalzirkel von Dimensionen, welche sich ein guter Deutscher kaum vorstellen kann. Wenn man in Deutschland in einer Mittel- oder Kleinstadt aufgewachsen ist, denkt man bei einer Leihbibliothek an einen Raum, vollgestellt von Bücherregalen, die Wände bedeckt mit Büchern, die in Ordnung gehalten werden von irgend einem älteren Männlein oder Weiblein, im besten Falle noch unterstützt von einem jüngern Wesen. Schafft ein solches Geschäft 3 bis 4 Exemplare eines neuen *Walters* an, so glaubt es schon viel zu thun, und das Publikum, das es gar nicht anders weiß, tröstet sich stets, wenn es neue Bücher erst nach Monaten zu lesen bekommt, weil sie stets an die besten Kunden des Geschäfts zuerst verliehen werden. Solchen kleinlichen Verhältnissen gegenüber lohnt es sich wohl, die von Mudies Bibliothek gegenüber zu stellen. Charles Edward Mudie, im Jahre 1818 geboren, gründete im Jahre 1842 ein Unternehmen, das so rapid wuchs, daß es heute acht aneinanderstoßende Häuser in New-DeFord Street und Museum Street füllt. Im Jahre 1864 bildete sich, wie das „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“ mittheilt, eine Gesellschaft mit 100 000 Pfstl. Betriebs-Kapital zur Ausbeutung dieses Unternehmens; Mudie selbst beteiligte sich mit 50 000 Pfstl., die andern 50 000 wurden im Handumdrehen gezeichnet, und Mudie erhält als Direktor die für Deutsche ganz unglaublich scheinende Summe von 1000 Pfstl. jährlich. Unter ihm arbeiten etwa 80 Angestellte mit musterhafter Präzision. Wenn man bedenkt, daß die Kunden des Geschäfts in England, Schottland und Irland zu suchen sind, wird man ungefähr begreifen können, daß die zuletzt erschienenen Bände von Macaulays *History of*

England in nicht weniger als 2400 Exemplaren angeschafft werden mußten, von Levingstones erster Reise in Afrika 2000, von Tennysons Enoch Arden 2500 Exemplare. Von Disraelys Lothair wurden 1500 Exemplare angeschafft, aber die Kunden konnten mit dieser Menge nicht befriedigt werden, und so wurden nochmals 1500 gekauft! Von der Edinburgh und Quaterly Review werden je 6000 Exemplare in Umlauf gesetzt, und oftmals reichen diese nicht aus. Die Revue des deux Mondes ist in 100 Exemplaren vertreten. Nach einer gewissen Zeit werden natürlich die epochemachenden Schriften von neueren verdrängt, und dann werden die überzählig gewordenen Exemplare in ein Untergeschoß geschafft, um von da aus den Weg aller ausgelesenen Bücher zu gehen. Müdie veröffentlicht Kataloge der Bücher, welche er mit 60 oder 75 Proz. Rabatt zu verkaufen hat, und er findet Käufer für dieselben in der ganzen Welt. Da das Publikum die gewünschten Bücher zugesandt erhält, so sind in London stets einige Geschirre des Geschäfts unterwegs.

### Das hundertjährige Jubiläum des „Schnupfens“

dürfte in diesem Jahre gefeiert werden. Bis zum Jahre 1782 soll man nämlich die Schnupfenkrankheit bei uns nicht gekannt haben. Nach einem sehr stengen Winter kam 1782 ein Frühling, der an Veränderlichkeit der Witterung das Mögliche leistete, und mit ihm aus Rußland eine Krankheit, die bis dahin im übrigen civilisirten Europa nicht bekannt war und die man daher die „Moderkrankheit“ nannte. Dieselbe begann mit einem Kitzel in der Nase, die Schleimhäute des Gesichtsvorprunges begannen rebellisch zu werden, worauf sich, wie die Chroniken schreiben, „dummer Kopfschmerz“ (heute sagt man, „dumpher“ Kopfschmerz), Ziehen und Mattigkeit in den Beinen u. einstellten, Zustände, die seit jener Zeit jedem Gebildeten bekannt und geläufig sind. Ueber Schweden und Dänemark nahm die Epidemie ihren Weg nach Deutschland, wo sie namentlich in Berlin, Leipzig und Frankfurt a. M. schrecklich wüthete. In letzterer Stadt erkrankte fast die ganze Garnison an der Moderkrankheit, welche unter allen Ständen mit gleicher Grausamkeit grassierte, den hohen Adel und das Militär ganz wie den Plebs behandelte und selbst die Nasen der höchsten Personen nicht verschonte. So überfiel sie u. a. den Kurfürsten von Sachsen, während er in der Kirche in Dresden weilte, mit solcher Heftigkeit, daß er, um das Gotteshaus nicht durch vehementes Niesen und Schreuzen zu entweihen, dasselbe schleunigst samt Gefolge verlassen mußte.

### Denkspruch.

Soll dir frei von Lebensqual,  
Ohne Wandel wohl sein,  
Muß dein Herz so hart wie Stahl  
Und dein Schädel hohl sein.

### Lesefrüchte.

Man muß warten, bis eine Dame aufgehört hat, schön zu sein, wenn man ein richtiges Urtheil über ihre guten Eigenschaften fällen will.

(Frau von Genlis.)

Die Frauen lieben die Mode, weil sie ihnen täglich einen neuen Jugendschimmer bringt.

(Frau von Puisteur.)

Jede Frau würde in Verzweiflung geraten, wenn sie von Natur so aussähe, wie die Mode sie zurecht macht.

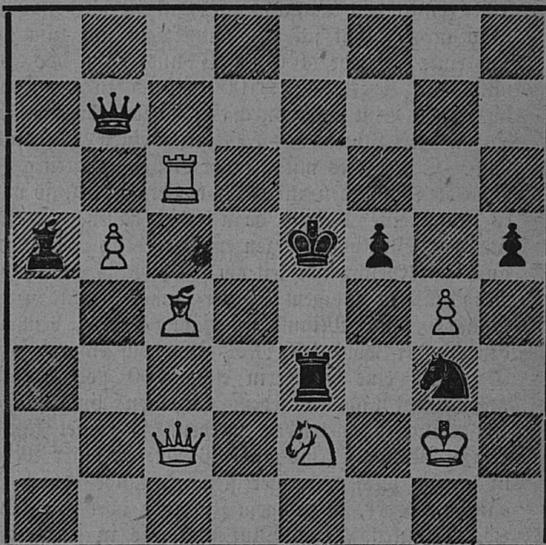
(Julie de l'Espinaß.)

### Schachaufgabe

von Samuel Lloyd.

In dieser in voriger Nr. enthaltenen Aufgabe fehlte ein Offizier; nachstehend geben wir dieselbe in richtiger Fassung.

Schwarz.



Weiß.

Mat in 2 Zügen.

### Räthsel.

Wir lieben den Becher  
Und trinken doch nicht,  
Wir haben auch Augen  
Und doch kein Gesicht.  
Meist Zwillinge sind wir,  
Oft Drillinge gar;  
Flieh unsre Bekanntschaft,  
Leicht bringt sie Gefahr.

Auflösung des Räthsel in Nr. 25 des Erzählers:

Ein mal eins.

Richtig angegeben von Fritz Rottmann, Hoboist in Düsseldorf und J. Strahl in Hilden.